Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 480. **Mittwoch** den 19. September 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 19. September.

Der conservative Führer **Frhr. v. Manteuffel** hat auf dem Parteitag der Conservativen Thüringens in Erfurt eine Rede gehalten, die nicht mit Stillschweigen übergangen werden darf, obwohl in diesem Augenblick Auseinandersetzungen zwischen den vom Kaiser zu gemeinsamer positiver Arbeit aufgerufenen Parteien im Allgemeinen nicht wünschenswerth erscheinen können. Aber Frhr. v. Manteuffel ist der erste Conservative, der autoritativ — er erklärte ausdrücklich, im Namen der Gesammtleitung der conservativen Partei zu sprechen — ein Echo der Königsberger Kaiserrede hat erschallen lassen, und er hat einen Ton angeschlagen, der, wenn er von der conservativen Partei beibehalten wird, das Gegentheil von dem bewirken muß, was herbeizuführen die große Aufgabe der Zeit ist. Seine Rede fällt deshalb nothwendigerweise in die Erörterung der Tagesfrage. Die Erwiderung, die die Kaiserrede in Erfurt gefunden hat, klingt sehr viel anders, als die erste Erklärung der „Kreuzzeitung", und nähert sich ihrem Inhalt nach auffällig der des Herrn v. Plötz. Sie zieht insbesondere das Eingeständniß des Parteiorgans, daß in der Form der conservativen Agitation gefehlt worden sei, zurück und verräth den Entschluß, wie bisher fortzufahren. Viel versprechend ist in dieser Hinsicht die Thatsache, daß Frhr. v. Manteuffel den guten Geschmack zeigt, den vom Monarchen in Königsberg auf die conservative Politik der jüngsten Zeit angewandten Ausdruck „gewerbsmäßige Opposition" als ein Schlagwort „liberaler Denunciationen" zu bezeichnen. Wie denn dieser verantwortliche Führer überhaupt nach dem Recept des für unverantwortlich erklärten Präsidenten des Bundes der Landwirthe verfährt, indem er die Zurückweisung des kaiserlichen Tadels in Ausfälle gegen andere Parteien kleidet. Die Bereitwilligkeit, sich um den Kaiser zu schaaren, um Religion, Sitte und Ordnung aufrecht zu erhalten, erklärt natürlich auch Freiherr v. Manteuffel, aber nicht ohne durchblicken zu lassen, daß das vom Kaiser gesteckte Ziel nur erreicht werden könne, wenn es als conservative Parteisache behandelt werde. Das zu sagen, war offenbar der Zweck der Rede, die eine placatartige Anpreisung der Geschlossenheit, Macht und Furchtbarkeit der conservativen Partei darstellt. Im „Reichsboten", der doch auch conservativ und ehrlich conservativ ist, las man noch vor einigen Tagen ganz Anderes über die Energie der Partei. Und wenn Frhr. v. Manteuffel seiner Partei, als „der geschlossensten von allen", heraus einen selbstgefälligen Blick auf die „verschiedenen Schattirungen" im Nationalliberalismus warf, so hatte er vergessen, daß unmittelbar vor ihm der Präsident der Erfurter Versammlung, der Oberlehrer Freiherr von Wangenheim, folgende Mahnung hatte ergehen lassen: „Wir müssen Differenzen achten und nicht verlangen, daß Jeder nach einer Schablone denken und empfinden soll". Man hätte übrigens auch ohne das in dieser Aufforderung liegende Zugeständniß gewußt, daß es unter den Conservativen ebenfalls nicht an „Schattirungen" fehlt, namentlich seit dem 6. September. Für die Kraft dieser „gefürchtetsten aller Parteien" spricht es gerade auch nicht, daß sie eben jetzt in Gefahr ist, das Publicum ihrer Presse an Organe zu verlieren, die zum Theil in einem fundamentalen Gegensatz zum Conservatismus stehen. In diesem Punkte wenigstens ist die Partei des Frh. v. Manteuffel nicht die „gefürchtetste", sondern die „fürchtendste" Partei, und mit Grund. Indessen gerade der aufgezwungene Kampf mit den weiter Entwickelten vom Zwölftage erklärt das Bedürfniß nach der starken Reclame, die in Erfurt gemacht worden ist. Darüber soll nicht gerechtet werden. Auch nicht über die wiederholten persönlichen Ausfälle gegen Herrn v. Bennigsen, die Frhr. v. Manteuffel sich gestattete. Man kennt den Zweck dieser Stöße, braucht aber nicht zu fürchten, daß sie ihr Ziel treffen. Verwahrung hingegen muß eingelegt werden gegen die Classenverhetzung, die der conservative Führer in einem Augenblicke treibt, wo man nach Mitteln sucht, sich der socialistischen Classenaufreizung zu erwehren. Freiherr v. Manteuffel erklärt: Die productiven Stände sind die Landwirthschaft, der Handwerkerstand, das Kleingewerbe, alles Uebrige ist Großcapital, das Großcapital aber ist international, es hat auf seine Fahne geschrieben: ubi bene, ibi patria. Es bleibe ununtersucht, inwieweit der Großgrundbesitz nicht Großcapital repräsentirt, aber es muß als Demagogie und zwar, um mit Freiherrn v. Manteuffel zu reden, als „Demagogie im landläufigen Sinne" bezeichnet werden, wenn dieser Herr Alles, was nicht Landwirthschaft und Kleingewerbe betreibt, dem Großcapitalismus zurechnet und zwar dem Großcapitalismus in seiner bedenklichsten Form, dem internationalen. Es wird dadurch eine Erwerbsgruppe, die unermeßlich stärker und wichtiger ist, als der Stand der Großgrundbesitzer, dem Hasse preisgegeben in der Meinung, die conservative Agitation in den Kreisen der kleinen Landwirthe und der Handwerker zu vereinfachen, thatsächlich aber mit der Wirkung, der grundstürzenden Volksbearbeitung, mag sie nun socialdemokratisch oder „reformparteilich" sein, Vorschub zu leisten. Die ehrliche Absicht, an der Aufrechterhaltung von Sitte und Ordnung mitzuwirken, geht aus dieser Methode, das Volk zu belehren, nicht hervor.

Für die nur zu berechtigten Mahnungen, welche Fürst Bismarck am Sonntag bei der Erörterung der Stellung Preußens zum **Polenthum** aussprach, für die Warnung an die Regierung vor schädlichen Schwankungen, für die Aufforderung an die Deutschen der Landestheile gemischter Nationalität, selbst das Ihrige zur Befestigung des Deutschthums dort zu thun, bietet das neuere Verhalten der Polen selbst eine interessante Bezeichnung. Seit langer Zeit haben sie, haben insbesondere die preußischen Polen nicht so offen und demonstrativ die Zusammengehörigkeit der ehemaligen Bestandtheile, des Königreichs Polen betont. Die galizische Ausstellung in Lemberg hat dazu verschiedene Gelegenheiten dargeboten, die mit Eifer ausgenutzt worden sind. Was soll man dazu sagen, wenn ein preußisches Herrenhausmitglied, das in nahen Beziehungen zum deutschen Kaiser steht, Herr v. Koscielski, Angesichts der historischen Thatsache der Theilung Polens, betont, Polen sei untheilbar, trotz der Grenzstriche auf der Landkarte? Klingt aus diesen Worten nicht der Refrain des bekannten polnischen Kampfliedes heraus: „Noch ist Polen nicht verloren"? Auch das Bekenntniß des Herrn v. Koscielski verdient Beachtung, daß nämlich die „preußischen Polen von den galizischen jene Klugheit lernten, welche den Gefühlen Schweigen auferlegt, damit nicht geäußert werde, was schaden, aber nicht nützen könne!" Und Dr. Kußtelan aus Posen versteig sich sogar soweit, „von den preußischen Polen im Lande der Thränen und des Elends" zu fabuliren, „wo polnische Kinder deutsch lernen müßten." Wie man hieraus ersieht, legen sich die Polen in ihrer Begehrlichkeit keinerlei Zurückhaltung auf, sie wollen sogar die historische Thatsache der Theilung Polens verherrlichen und arbeiten mit vollem Dampf darauf los. Es ergänzt diese Vorgänge trefflich, daß man gleichzeitig von polnischer Seite bemüht ist, in Rußland Besorgnisse vor der Polenpolitik Deutschlands hervorzurufen. So veröffentlicht unter der Ueberschrift „Fürst Bismarck, Kaiser Wilhelm und die Polen" die Petersburger „Birschewija Wedomosti" einen Artikel, dessen Verfasser auf Grund der Erfahrungen, welche er während seines Aufenthaltes in Berlin und Wien gesammelt haben will, behauptet, daß Kaiser Wilhelm II. nicht nur die Anschauungen des Fürsten Bismarck über das Polenthum und die polnische Frage nicht theile, sondern daß er im Gegentheile danach strebe, unter gewissen Bedingungen für einen Protector der polnischen Bestrebungen gehalten zu werden. Den Personen, die dem polnischen Deputirtenclub in Wien nahe standen, habe der Autor sodann allmählich erfahren, daß die österreichischen Polen Anhänger der deutsch-österreichischen Allianz geworden seien infolge der ihnen von autoritativer Seite zugegangenen Versicherung, daß Kaiser Wilhelm II. frei von allen jenen feindseligen Gefühlen gegen die polnische Nation sei, daß er sich sogar einverstanden erklärt habe, im Falle eines Krieges mit Rußland die von Oesterreich-Ungarn anzuregende Frage über die Wiederherstellung Polens in Form einer Personalunion mit der Habsburger Monarchie zu befürworten, und daß gerade diese Combination in den Verhandlungen über die Erneuerung der Allianz eine große Rolle gespielt habe. Allerdings würde Preußen seine polnischen Landestheile an dieses neue Polen nicht abtreten, ja es wünsche sogar, im Falle eines Krieges mit Rußland und des Sieges der Verbündeten, die östliche Grenze abzurunden durch Vereinigung jenes Dreiecks mit dem preußischen Territorium, dessen Basis der mittlere Lauf des Flusses Warthe bildet und auf welchem die Stadt Kalisch sich befindet. Aber besser sei es, „auf einem Beine zu humpeln, als gar nicht zu leben". — Der Verfasser ist Russe, und so mag ihm, wie den Russen im Allgemeinen, die heutige preußische Polenpolitik unbequem oder gar verdächtig erschienen sein, ehe er nach Berlin und Wien ging, um seine Erfahrungen zu machen. Dann aber hat er diese Erfahrungen zumeist aus polnischer Quelle geschöpft, und seine polnischen Gewährsmänner haben, der alten polnischen Intriguenpolitik gemäß, sicher keine Veranlassung gehabt, das Mißtrauen des Russen gegen die preußische Politik abzuschwächen, sie haben sich vielmehr gewiß bemüht, dem Kaiser Wilhelm Pläne und Absichten anzudichten, welche ihre Spitze gegen Rußland richten. Den jeder sind ja die Polen bestrebt gewesen, Zwietracht zwischen Preußen-Deutschland und Rußland zu stiften, um dann im Trüben fischen zu können. In Petersburg aber ist man mißtrauisch und wird sich in diesem Mißtrauen nur bestärkt fühlen können durch ein das exaltirte Polenthum geradezu großziehendes Verhalten hoher preußischer Verwaltungsbeamten. Wir halten es daher für eine Pflicht des Reichstags, sich mit dieser das Reichsinteresse sehr stark berührenden Angelegenheit so bald als möglich zu befassen und den Herrn Reichskanzler zu einer jeden Zweifel an der officiellen deutschen Polenpolitik ausschließenden Kundgebung zu veranlassen.

In **Luxemburg** haben die Kämpfe zwischen den Franzosenfreunden und den Befürwortern eines angenehmeren Verhältnisses zu Deutschland seit dem Thronwechsel eher an Schärfe zu- als abgenommen. Schon vor einigen Monaten mußte berichtet werden, daß die Einwanderung von Reichsdeutschen „patriotische Bekenntnisse" bei den Franzosenfreunden hervorzurufen beginne. Jetzt erzählt die „Trierische Zeitung" in einer Luxemburger Correspondenz von einem Vorgange, der auch in Deutschland angemessen gewürdigt zu werden verdient. Der Bürgermeister von Luxemburg hat es für tactvoll gehalten, der französischen Gedenkfeier der Schlacht von Mars-la-Tour beizuwohnen. Er hat sich daraufhin von seinen Landsleuten manches tadelnde Wort gefallen lassen müssen. Es ist ihm vorgehalten worden, daß solche Gedenkfeiern auf französischer Seite in der Regel in chauvinistische Kundgebungen ausarten, daß sich die Revanchegefühle dabei Luft zu machen suchen. Der luxemburgische Berichterstatter der genannten Zeitung nennt es ein starkes Stück, daß der erste Beamte der Hauptstadt eines neutralen Landes an solchen Kundgebungen theilnehme; jedenfalls trete in diesem Verhalten eine eigenthümliche Auffassung von den Pflichten der Neutralen hervor. „Wenn es dem früheren Bürgermeister Brasseur, der ja unseren Protestlern als „Preuße" gilt, je eingefallen wäre, etwa an einer deutschen Feier der Schlacht von Gravelotte theilzunehmen, so würde sich im Lager seines Nachfolgers ein wahres Indianergeheul erhoben haben. So will es nun einmal die Logik unserer Franzosenfreunde: Französische Sympathien zu hegen, ist der höchste Ausdruck des luxemburgischen Patriotismus; deutsche Sympathien zu haben, ist Landesverrath. Selbst französische Blätter scheinen hinterher das Unpassende jenes Verhaltens einzusehen, indem sie den Bürgermeister damit zu vertheidigen suchen, daß er nicht als solcher, sondern als „Privatmann" in Mars-la-Tour erschienen sei. Dabei vergessen sie nur, daß sie vorher ihrem Entzücken darüber Ausdruck gegeben hatten, daß der „Bürgermeister" von Luxemburg die Feier mit seiner Gegenwart beehrt habe. Die Anwesenheit des Privatmannes würde wohl kaum in die Tafeln der zeitgenössischen Geschichte aufgezeichnet worden sein." Ob sich die großherzoglich luxemburgische Regierung außer Stande fühlt, die Theilnahme des hauptstädtischen Bürgermeisters an einer französischen Feier nachträglich zu rügen?

Crispi's Absicht, behufs erfolgreicher **Bekämpfung des italienischen** Anarchismus eine Versöhnung zwischen Quirinal und Vatican herbeizuführen, stößt allenthalben auf Widerspruch. In erster Linie sind es die Clericalen, welche eine Verständigung zwischen Vatican und Quirinal für absolut unmöglich halten oder an die Durchführung derselben Bedingungen knüpfen, die Italien, ohne seine Einigung zu zerstören, nicht annehmen kann. Wie es scheint, hat die verschnliche Stimmung im Vatican, wenn auch deren Existenz nicht geläugnet werden darf, noch nicht so tiefe Wurzeln geschlagen, daß die Verwirklichung der Idee Crispi's Aussicht auf Erfolg haben würde. Die Opposition der liberalen Kreise gegen die Idee Crispi's beruht hingegen auf der Besorgniß, daß die Durchführung einer Aussöhnung zwischen Quirinal und Vatican zu einer allgemeinen Reaction führen würde, welche dem Fortschritte tödtliche Wunden schlagen müßte. Aus diesem Grunde widersetzen sie sich dieser Politik, wenn sie auch die Nützlichkeit und Berechtigung derselben zugeben. Crispi selbst läßt es sich angelegen sein, den Vorwurf der Fahnenflucht zurückzuweisen. Er veröffentlicht nämlich einen Brief, den er im Jahre 1852 an den Professor Panizza richtete, als dieser ihn aufforderte, in einem neu gegründeten Atheistenclub „Giordano Bruno" die Eröffnungsrede zu halten. Crispi lehnt darin die Einladung ab und sagt: „Ich bin kein Atheist. Ich bekämpfe weder den Glauben noch den Unglauben. Ich will Religions- und Gewissensfreiheit und das Ende jeder Unduldsamkeit. Euer Statut ist für mich unannehmbar. Wohl glaube ich, daß der Aberglaube ein Uebel ist. Aber ich bin überzeugt, daß das religiöse Gefühl, wie es sich auch äußern möge, kräftig geschützt werden muß. Giordano Bruno war auch kein Atheist, obwohl ihn die Curie als solchen verdammte; in seinem Herzen glühte jedoch der Glaube an Gott."

Prinz **Ferdinand von Bulgarien** befindet sich zur Zeit in einer sehr unbequemen Lage: er sitzt zwischen zwei Stühlen. Die Sympathieen Oesterreichs, die ihm sogar einmal in einer Anrede an die Delegationen kundgegeben wurden, hat er sich, wie die von uns gestern wiedergegebene Stelle aus dem Exposé des Grafen Kalnoky unzweideutig lehrt, gründlich ver-

---

Feuilleton.

Der goldene Mittelweg.

5] Roman von Erich Rott.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung.)

„Na, dann wär's nit arg", brummte Winkler, unglaubig den Kopf schüttelnd, „er hat ja jetzt schon einen Mandschein. Also falsch gespielt haben soll er, dann wär' er ja ein Lump, wie er im Buche steht."

„Behüt', deswegen bleibt er noch immer der gnädige Herr Baron", wisperte die Alte wieder, „und der Herr Baron soll habe sein Abschied nehme müsse. Die Gnädige soll ganz außer Rand und Band sein, die soll dem gnädige Herrn die furchtbarste Auftritt mache, wo Unsereins gar kei Ahnung nit davon hat, sie solle sich in den Haare liege, und ein Heule und Schreie soll das sein, daß es nit zum Aushalte wär'. Und was der Hans ist, der hat gesagt zu meinem Andres, daß er ihm lang nit gut genug wär', bei so einer Herrschaft zu diene, und daß er bereits aufgekündigt hätte und das andere Personal auch!"

Der Bauer ließ einen pfeifenden Ton hören und wiegte sich in den Knieen hin und her. „So, so, soll habe ich mir all schon gedacht", brummte er, „aber es ist gut, daß man's weiß. Ich will Dir aber einen Rath geben, Fränz. Verbrenn' Dir's Maul nit, was Dein Andres auf dem Schloß gehört hat, das ist rachsüchtiges Dienergeschmeiß. Das will sich rächen nur den gnädigen Herrn verunglimpfen. Aber weißt, mit solchen Herren ist nit gut Kirschen essen, halt, halt also Dein Maul!"

„Behüt. Herr Bürgermeischter, wann ich's Ihne sag', dann weiß ich, daß es bei Ihne gut aufgehobe ischt, ich bin eine arme einfache Person, aber rechtschaffen und goldtreu, ganz gewiß, das dürft Ihr mir glauben!"

Der Bauer griff mit seiner rechten Hand in den ledernen Hosensack, kramte eine Weile in demselben herum, dann brachte er einige kleine Münzen hervor, die er der Alten in die Hand drückte. „Da, langt's nit für eine Abendsupp', dann für Schnaps!"

Die Alte dankte tausendmal, hob dann ihren Korb auf und humpelte ihres Weges weiter. Der Bürgermeister schaute ihr eine lange Weile kopfschüttelnd nach. „Schau, schau, falsch gespielt hat er, darauf haben sie ihm die engen Hosen ausgezogen und jetzt muß er schon seine Felder verkaufen, damit er nur was zu beißen hat. Und so ein Lumpengesindel nennt sich gnädig", murmelte er dann, höhnisch und giftig vor sich hinlachend.

V.

Mit gar besorgter Miene kam Frau Barbara von dem oberen Stockwerk wieder in die Wohnstube herunter und traf ihren Ehehern bereits wieder in derselben an.

Winkler saß in seinem ledernen Sorgenstuhl, hatte ein Bein über das andere geschlagen, und während sein Gesicht den Ausdruck behäbiger Behaglichkeit trug, paffte er mächtige Rauchwolken vor sich hin. „Nun, wie steht's denn oben?" frug er, wie um nur etwas zu sagen.

Dann aber, als seine Frau ein Lamento anhob und ihm berichtete, wie ihre Tochter so gar bleich und röchelnd in den Kissen liege, nachdem sie sich nothdürftig von dem Weinkrampf, der sie ergriffen hatte, erholt, da zog Winkler die Achsel in die Höhe. „Narrenpossen", knurrte er, „wird dem Buben was schaden, wenn man ihn einmal tüchtig verfohlt hat?"

„Nimm mir's nit übel", sagte Frau Barbara ernstlich ungehalten, „aber Du bist nimmer wieder zu erkennen! Einen Haß hast Du geworfen auf Dein einzig Kind, und es muß einem doch jammern, wenn man's ansieht, wie's hinsiecht Tag für Tag." . . . Sie endete nicht, sondern hob plötzlich die Schürze vor die Augen.

„Fangst Du auch noch an?" brummte Winkler, der zuerst sprachlos vor Ueberraschung die Pfeife aus dem Munde genommen und einen langen, verwunderten Blick auf seine Lebensgefährtin geworfen hatte, die sonst so schweigsam an seiner Seite einherging und nun auf einmal die Kraft zum Widerspruch gefunden zu haben schien.

„Ja, wenn man's Dir nit ordentlich steckt, dann nimmt's doch keinen Wandel!" rief seine Gattin nur um so aufgebrachter. „Du glaubst immer, damit ist schon Alles geschehen, wenn Du nur mächtig dauzen thust! Fürchten thut sich freilich ein Jedes vor Dir! Deine Tochter zittert und bebt vor Dir und Erich, der doch auch eigentlich Dein Fleisch und Blut ist, wagt sich nicht aus dem Hause. Es isch doch so ein lieb's Büble. Daß Du den alten Haß nimmer vergessen kannst, den Du auf den armen Treumann geworfen. Eine Sünd' und eine Schand' ist's!"

„Herrgottsacrament!" rief Winkler und erhob sich zu seiner ganzen stattlichen Größe. „Das wollt ich mir ausgebeten haben, Frieb' in meinem eigenen Hause! Wann's wegen der Kopfhängerin auch noch zwischen uns losgeht, hernachem hat's geschellt!"

Er ging mit wuchtigen Schritten zur Thüre, öffnete diese und warf sie wieder mit lautem Krachen in das Schloß, nachdem er das Zimmer verlassen.

Draußen im Hofe begann wieder das Wettern und Fluchen mit den Knechten.

Das aber hinderte den Bauern doch nicht, daß er am Abend, als er an der Küche vorüberkam, wo seine Frau mit der Zubereitung eines Nachtmahls beschäftigt war, an ihr vorüberstrich und sie leise bei der Schulter berührte.

„Brummst noch Alte? frug er in noch möglichst bärbeißigem Tone.

Seine Frau gab keine Antwort, sondern rührte in der Suppe umher, die nicht recht ins Kochen kommen wollte.

„Ob Du noch brummst?" frug er noch einmal, während er seine Stimme zu dämpfen sichtlich bemüht war. „Hast ja den Balzer vorhin nach der Stadt geschickt, er hat ein Pferd gesattelt und noch dazu den besten Renner!"

„Zum Arzt hab' ich ihn geschickt, daß Du's weißt, ja. Und das kann ich Dir sagen", fuhr Frau Barbara fort, „geht's zum Schlimmen mit dem armen jungen Weib da oben, dann sind auch wir geschiedene Leut'!"

„Ach, Ihr Weibsleut'", knurrte der Bauer, schaute aber doch unsicher darein, „macht ein Geschrei, weil ich dem Büble eins draufgegeben hab'. Wickelt's Euch doch in Watt' und stellt's in den Glasschrank, das wird das Beste sein!"

Trotzdem ging Winkler gleich darauf, bedächtig Schritt für Schritt setzend, die Treppe zu der Wohnung seiner Tochter hinauf. Oben empfing ihn die Lene, und es wollte Winkler scheinen, als ob auch sie verweint aussähe.

„Man kennt sich nimmer aus im eigenen Haus!" begann er in halber Verlegenheit. „Wo ist das Büble?"

„Ich hab's zur Rub' gelegt", gab Lene zuerst wortkarg zurück und brach dann plötzlich gereizt los: „Daß ich's nur sag' . . . Es ist unbarmherzig, Herr Bürgermeischter, daß Ihr dem armen Weib so einen Stich in das Herz versetzt habt, wo's doch einmal Euer Herzblättle ischt!"

„Halt's Maul, dumme Gans", knurrte Winkler, „ist das eine Art, ein armes, unschuldiges Kind so zu verziehen? Das muß ja ein Streich geben. Wo liegt die Frau?" unterbrach er sich gleich darauf, als Lene die Fäuste in die Hüften stemmte und erregt sich in Positur stellte, um gegen ihre Zugehörigkeit zu den Ketterinnen des Capitols energischen Protest einzulegen; dann, als die Magd ihn an das Lager geführt hatte, wo Elsbeth mit geröthetem Gesicht und fliegendem Puls lag, da schlich er sich auf den Zehenspitzen an dasselbe heran und legte seine Hand auf die heiße Stirn der Kranken, die sich trocken, fieberheiß anfühlte.

„Mach' doch keine Geschichten", brummte Winkler in seinen tiefsten Tönen, „es wird schon Alles wieder gut werden, he, was fehlt Dir denn eigentlich?"

Die Kranke war unter seiner Berührung zusammengezuckt, sie machte nur einige tastende, unsichere Handbewegungen, und ein Klagelaut entrang sich ihren Lippen; ihre Augen öffneten sich auf Secundenkürze, um sich sofort wieder zu schließen.

„Da hört Sie's selbst, Herr Bürgermeischter, wie ihr Athem fliegt", sagte die Magd vorwurfsvoll. „Das war ein Schreck für die arme Frau. Unsereins wartet sie und pflegt sie, daß sie sich wieder zurechtfinden soll in ihrem Jammer . . . und dann kommet Sie und thun, als wär's eine Kuh im Stall und mit ein arm's unglückseelig' Menschenkind!"

Der Bauer hob die eine Hand wie zum Schlage, wandte sich dann aber ab und verließ, undeutliche Worte vor sich hinmurmelnd, das Zimmer.

Das Abendessen wollte ihm heute nicht recht schmecken. Er war merkwürdig rasch mit demselben fertig, stopfte sich eine Pfeife, ließ sich einen Krug Wein aus dem Keller heraufholen und ging dann nach der Bank unter dem Lindenbaum in der Mitte des Hofes, seinem gewohnten Platz. Aber auch da litt es ihn heute nicht, er ging gar oft in das Haus hinein, suchte seine merkwürdig kurz angebundene Ehehälfte auf und ließ sich von der berichten.

Dann kam der Arzt, ein halber Hausfreund, der im Hofe genugsam Bescheid wußte. Der blieb lange bei Frau Elsbeth. Endlich kam er wieder herunter. „So gefährlich ist's nicht mit der jungen Frau", sagte er, „wir werden sie wohl durchbringen", und mit aufgehobenem Zeigefinger setzte er hinzu: „Aber so geht man doch nicht mit einer jungen Frau um, die bald ihre schwere Stunde herannahen fühlt!"

Winkler sperrte Mund und Nase auf . . . „Wie meint Ihr das, Doctor?" brachte er endlich hervor.

„Nun, das steht doch außer Frage, daß die junge Frau bald wieder Mutter werden wird. Hart genug, der Mann unter den grünen Rasen und nun so ein armes Kind zur Welt bringen!"

„Dachte ich mirs doch", rief Frau Barbara händeringend. „Hätt' sie mir doch nur ein Wort davon gesagt,

SLUB
Wir führen Wissen.